

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert

Schell, Herman

urn:nbn:de:bsz:31-16275

für die römische Geschichte, H. v. Wilamowitz für die griechische Literatur, der dritte in diesem Bunde, der der deutschen Altertumswissenschaft und durch sie der Welt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Gesicht gegeben.

Literatur: Studniczka, Adolf Furtwängler, Neue Jahrb. 21, 1, 1908, 3 ff. — J. Siebeking, Adolf Furtwängler, Jahresber. f. Altertumswiss. 145, 1909, Nekrologe, 119 ff. — P. Wolters, Adolf Furtwängler, Gedächtnisrede in der Bayer. Akademie, 1910 und Südd. Monatshefte, 1910, 90 ff. — Biogr. Jahrb. 1907, 188–91. — S. Curtius, Erinnerungen an A. Furtwängler, Münchener Neueste Nachrichten, 4. Nov. 1927.

Ludwig Curtius.

Herman Schell

ist geboren am 28. Februar 1850 zu Freiburg i. Br. Er promovierte ebenda 1872 zum Dr. phil. und vollendete die Universitätsstudien in Würzburg mit der Priesterweihe 1873. Nach sechs Jahren Seelsorge studierte er 1879–1881 als Kaplan an der Anima in Rom, promovierte 1883 zum Dr. theol. in Tübingen, wurde 1884 ao., 1888 o. Professor für Apologetik, vergleichende Religionswissenschaft und christliche Kunstgeschichte in Würzburg, 1892 Universitätsprediger, 1896 Rektor. Er starb am 31. Mai 1906.

Die philosophische Entwicklung Schells, durch Sengler-Freiburg und Brentano-Würzburg aristotelisch gerichtet, zeitigte als Erstes die Inauguraldissertation „Die Einheit des Seelenlebens aus den Prinzipien der Aristotelischen Philosophie entwickelt“ (1873). Mit genialem Blick erfaßte hier Schell den aristotelisch begründeten Persönlichkeitsbegriff als den Kernpunkt der Philosophie und Theologie überhaupt und insbesondere für die Problematik der Gegenwart. Er ist der Lebensgedanke Schells geworden. Die imponierende theologische Dissertation „Das Wirken des dreieinigen Gottes“ (1885), die Frucht hingebenden Studiums der griechischen und lateinischen Väter, zeigt den Grundgedanken: Die Lebensfülle und Vollkommenheit des göttlichen Allwesens, der Selbstbesitz des geistigen Lebens, der Weisheit und der Liebe, vereinigt in sich die Einfachheit des Seins mit der Fülle produktiver Tat, und ist so allein geeignet, Wesen und Dasein Gottes und die Tatsache der Welt zu erklären; während die diffuse Unendlichkeit des Unbewußten ein regressus in ignotum, ein Verzicht auf Erklärung sei. Das Buch ist das spekulativ Tiefste,

was Schell geschrieben hat. Das nächste gewaltige Werk Schells, sein Lebenswerk, ist die „Katholische Dogmatik“ in sechs Büchern (Band I 1889, II 1890, III¹ 1892, III² 1893). Die Grundidee, in voller Klarheit und Folgerichtigkeit dem theologischen System zugrundegelegt, ist die katholische Trinitätslehre: Gott ist actus purus ad intra et extra, ratio et causa sui et mundi, notwendig in sich und frei zur Welterschöpfung, ist absolute Einheit und relative Dreieinheit als der Selbstwirkliche und die Allursache. Darauf begann Schell eine Apologetik großen Stils, „Die göttliche Wahrheit des Christentums“, welche in vier Büchern eine Summe der katholischen Wahrheit selbst geben sollte („Gott und Geist“ I 1895, II 1896): Der Monotheismus bedeute den Glauben und die wissenschaftlich gesicherte Überzeugung, daß dem wahrhaft Wertvollen die vollkommene, d. h. persönliche, Existenz, im vollkommenen Selbststand der geistigen Natur, in Selbstbesitz und Selbstmacht des Geistes über die in ihm beschlossenen Güter und Kräfte gebühre. Der Materialismus leugne den Geist, der (idealistische) Monismus opfere ihn zugunsten des unbewußten Triebes; beide seien in Wirklichkeit ein Verzicht auf die Erklärung des Tatsächlichen. — Die Gottesbeweise dieses Werkes sind die erste ebenbürtige Antwort auf Kants Kritik der reinen Vernunft, die innerliche Entwurzelung des Monismus; staunenswert ist die Ideenfülle, die straffe Logik, Klarheit und Tiefe des Gedankens.

Das Rektoratsjahr 1896/97 brachte für Schell den Höhepunkt des Wirkens. Auf seinen Vorschlag trägt heute die Attika des neuen Universitätsgebäudes in Würzburg die Aufschrift: Veritati. Es war die in glänzender Inspiration gefundene Formel, welche die Geister einigte, die heilige Flamme, die in ihm glühte. Die Antrittsrede nach dem Einzug in das neue Heim, „Theologie und Universität“ (1896), rechtfertigte den Ehrenplatz der Theologie im Fakultätenfranze: Sie sei schlichte Wissenschaft von jenen Tatsachen, welche als befruchtende, belebende und gestaltende Kräfte sich für immer erwiesen hätten, sie kenne keine andere Bindung als die Wahrheit. Die Rede vom 11. Mai 1897 — dem Stiftungsfesttage der Universität — stellte ihr Thema, „Das Problem des Geistes mit besonderer Würdigung des dreieinigen Gottesbegriffs und der biblischen Schöpfungsidee“, mitten in die religionsgeschichtliche und erkenntnis-kritische Problematik von Indien bis zu Kant und Wundt: Das

Wesen des Geistes sei Aktualität, lebendige Einheit und Wechseldurchdringung von Erkenntnis und Willenskraft; das Ideal dafür sei nirgends früher, reiner und bestimmter zum Ausdruck gekommen als im biblisch-christlichen Begriff vom dreieinigen Geistesleben Gottes nach innen und dem Gedanken von der freien Welterschöpfungstat nach außen. — Die beiden Reden, namentlich die zweite, zeigen Schell auf dem Höhepunkte seines Denkens und seiner Sprachgewalt: Mit solcher Kraft der Überzeugung, so überwältigender Siegeszuversicht hatte vor dem Forum der Universitäten schon lange niemand mehr das zarteste und tiefste Geheimnis des Christentums ausgebreitet und in den Geisteskampf der Gegenwart gestellt. Philosophisch bedeutsam ist die positive Bestimmung des Geistes und die Wertung der Materie als der unbestimmten Grundlage des Geistigen gegen Aristoteles und Descartes.

Den Tagen des Glanzes folgte rasch die tragische Peripetie. Am Karfreitag 1897 war die erste kirchenpolitische Schrift Schells erschienen, „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“; 1898 folgte „Die neue Zeit und der alte Glaube“: Der Katholizismus sollte als der Universalismus alles Wahren und Guten, der Inbegriff aller strebenden Kräfte nachgewiesen, der Katholik rückhaltlos zur Tätigkeit aufgerufen werden, religiös wie kulturell. Das wurde der Anlaß für den tiefsten Einschnitt in Schells Leben, die Indizierung. Am 15. Dezember 1898 setzte die Indexkongregation die Dogmatik Schells, Gott und Geist I und II und die kirchenpolitischen Schriften in ihr Verzeichnis der verbotenen Bücher. Das Dekret wurde am 24. Februar 1899 im „*Disservatore Romano*“ veröffentlicht. Am 1. März unterwarf sich Schell, auf Grund eines Gutachtens der Theologischen Fakultät Würzburg, und verkündete dies in der Universitätspredigt am 1. Märzsonntag mit Berufung auf Joh. 17, 23. Die Gründe selbst wurden ihm am 12. Mai 1899/10. Januar 1900 mitgeteilt, aber er mußte sich zum Schweigen verpflichten; allerdings wurde auch kein Widerruf von ihm verlangt. Schell wollte zeit lebens strenge auf dem Boden der Kirchenlehre stehen, und die Zensur sprach zumeist von „schwerem Tadel“, „allzu kühner Rede-weise“ u. ä. — Der Unterwerfung folgte eine häßliche Flut Spottes und Hohnes von Freund und Feind, die nicht einmal bei seinem Tode ein Ende fand; nur wenige erlesene Geister verstanden ihn. Schell litt unsäglich darunter; sein Charakter blieb rein und edel,

kein bitteres Wort kam über seine Lippen. — Schells Gedanke war, die große Linie von Görres und der Restauration fortzusetzen; dem Katholizismus die gebührende Stellung innerhalb des deutschen Volkes, dem deutschen Geiste in der Gesamtkirche zurückzugewinnen. Unmittelbaren Anlaß boten ihm die Ideen des „Amerikanismus“ (F. Hecker, Erzbischof Ireland). — Man kann fragen, ob nicht die Forderungen allzu hoch, ob nicht Religion und Kultur allzu enge verknüpft waren; die gute, reine Absicht Schells wurde von Rom ausdrücklich anerkannt (Pius X. am 14. Juni 1907). In den anderen Werken erschienen vor allem der Gottesbegriff der *causa sui* mit der Auswirkung auf die Trinitätslehre, der Allwirksamkeit Gottes für die Eschatologie gefährlich: es war Schell nicht ganz gelungen, die kirchliche Lehre auch spekulativ restlos zur Geltung zu bringen.

Die Fülle der inneren und äußeren Schwierigkeiten vermochten Schell nicht zu brechen. Sein Wirken ging jetzt in die Breite; schriftlich (besonders im „Hochland“ und „Türmer“) und mündlich nahm er mit glänzendem Erfolge zu allen Tagesfragen Stellung; nicht weniger als achtzig Vorträge hielt er 1902—1906 in allen größeren Städten Deutschlands. Nie sprach er nach vorbereitetem Manuskript, immer frei, mit glühender Begeisterung und hinreißendem Schwung. Dabe ruhte die systematische Arbeit nie. Er setzte den großen Plan seiner „Göttlichen Wahrheit des Christentums“ in der „Apologie des Christentums“ fort. Davon hat Bd. I (1901, ² 1902, ³ 1907), „Religion und Offenbarung“, den Nerv der Beweisführung in dem Gedanken: Vollkommene Religion bedeutet tätige Hingabe des Menschen an Gott, der deswegen selbst Urtat des Erkennens und der Liebe, also absolute Persönlichkeit sein muß; die biblische Offenbarung erfüllt diese Forderungen in einem Maße, daß sie übernatürliches Wunder und Weissagung ist. Für die Sammlung „Weltgeschichte in Charakterbildern“ (herausgegeben von Kampers-Merkle-Spahn) schrieb er 1903 „Christus“, das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Es ist das persönlichste Buch, das seiner Feder entstammt, das Buch eines Mannes, der die Fülle der heutigen Fragen an den schweigenden Herrn der Geschichte, Christus, in sich aufgenommen, mit bohrendem Geiste durchdacht, mit verzehrender Liebe zum Gekreuzigten und zum Mitmenschen gelöst hat. — Schell wollte noch ein Paulusbuch schreiben, ihm fühlte er sich am meisten verwandt. Er kam nicht mehr dazu. Jedenfalls ist sein „Christus“

(1925 im 21. Tausend erschienen) für viele ein Begebereiter geworden in dem unererschöpflichen Reichtum der Gedanken, in der Höhe der Auffassung. — Apologie II erschien 1905 (² 1908) als „Jahwe und Christus“. Das Buch gehört zu dem Reifsten, Tiefsten und Abgerundetsten, was von Schell gekommen ist. Es ist eine ganz eigenartige, selbständige Theologie des Alten und Neuen Testaments, und wenn auch manche Einzelheiten vor der fortschreitenden Arbeit des Historikers unhaltbar werden sollten: der Grundgedanke ist mit überraschender, immer neuer Einsicht und Tiefe jeweils richtig geschaut, der Standpunkt in überwältigender Höhe gewählt. Das ist die Folge der apologetischen Methode Schells: Es gilt, alle Tatsachen in möglichster Vollständigkeit aufzusuchen und für sie die sachgetreue Idee oder ratio zu finden; da aber diese ratio in Wesen und Dasein (Verwirklichung) zureichende Erklärung verlangt, muß für die Gesamtheit derselben eine Ursache in der Vollkommenheit des Denkens und Willens einer absoluten Persönlichkeit gegeben sein, welche Selbstvollzug und Selbstwirklichkeit des vollkommenen Denkens und Willens ist. Das ist die letzte, auch kirchlich unangefochtene Formulierung, die er seinem Gottesbegriff *causa sui* gab (Apol. I, S. 485 ff.; II, S. 25). So gelingt es ihm, jede neue wirkliche Tatsache in sein System einzugliedern — die folgerichtigste Ausführung des katholischen Universalismus nach Gedanke und Tat in der Neuzeit, die Wiederaufnahme der augustiniischen Auffassung, kühn, voller Zuvorsicht, zugleich immer auf dem Boden der Tatsachen stehend. Auf diese Weise überwand er die Apologetik der Immanenz, wurde er der erste Gegner des Modernismus (im Sinne Pius' X.) und fand den ruhenden Pol im „Voraussetzungslosenstreit“.

Ende 1903 wurde der Streit um Schell von neuem entfacht durch Stufers SJ. „Die Heiligkeit Gottes und der ewige Tod“, und eine neue Reihe kirchlicher Verhandlungen war die Folge. Die fortwährenden geheimen und offenen Anfeindungen zermürbten Schells seit August 1902 schwer leidendes Herz. Am Abend des 31. Mai 1906 schrieb er für den III. Bd. seiner Apologie „Kirche und Katholizismus“ das Kapitel über die innere Gottbelehrung der Menschheit nieder. Auf dem gewohnten Spaziergang zum Käpple ob der Stadt ereilte ihn ein Gewitter; stürmisch in seine Wohnung flüchtend, erlag er einer Herzlähmung. Auf seinem Pulte lag aufgeschlagen 1. Kor. 13. Am Pfingstsonntag geleitete ihn eine unabsehbare

Menschenmenge zu Grabe. — Der Streit um ihn setzte sich noch einige Jahre fort. Dann trat Ruhe ein — jene Ruhe, welche alles zeitlich und individuell Bedingte abfallen läßt und die edeln Früchte reift.

Der Schlüssel zu Schells eigenartiger und auch in der Fülle der Neuzeit außergewöhnlich starker Persönlichkeit scheint in jener merkwürdigen, bewußten und bewußt gepflegten Wechseldurchdringung von Vernunft und Leben zu liegen, welche er selbst in die Worte kleidet: „Die Kraft des Denkens ist der Wille; das Leben des Gedankens, die Blut und die Liebe des Wahrheit suchens ist der Wille. Das Licht des Wollens, der Zweck des Ringens, Forschens und Liebens, das Brot des Lebens . . . ist die Wahrheit und ihre Umprägung in lichtvolle Gedanken“ (Apol. I, S. XXIV). Diese innerliche Einheit von Logos und Pneuma, von Denken und Wollen gab schon die Lösung des Problems Einheit im Seelenleben, die Überwindung des Monismus, den Kern seines Gottesgedankens vom actus purus. Das bestimmte seine Methode: die Tatsachen sind aus dem lebendigen Geiste nach Inhalt und Dasein zu erklären und im tätigen Menschengeniste wieder lebendig zu machen. So wurde er zum Inspirator der neuen Bewegung unter den jungen Katholiken, welche aus dem Ghetto führte und jeden für den Aktivismus des Gottesreiches in Kirche und Staat und aller Wissenschaft verpflichtete.

Hierin liegt auch das Geheimnis für das Wirken Schells als Lehrer. Wie eine Flamme fiel dieser Aufruf zu höchster Tatkraft und heiligstem Wagemut im Dienste des lebendigen Gottes in die Seelen seiner Schüler: Der Gott der Kirche ist Tat des Denkens und Wollens; der Gott des Monismus Substanz, Ungeist, Trieb. Es war also ein Ruhm und eine Auszeichnung, Katholik zu sein. Der cartesianische Zweifel war überholt durch die lebendig machende Frage an die Dinge: was habt ihr mir zu sagen? Die Theologie wurde wieder die herrliche Wissenschaft, welche um die lebendige Erkenntnis und den Besitz des Höchsten ringt, der Brennpunkt aller anderen Erkenntnis; wurde Seelsorge, Hinführung der Seelen zu Gott, dem Quell des Lebens.

Wir rühren damit wohl an das innerste Heiligtum von Schells Wesen: Es ist die unmittelbar mystisch erlebte Gewißheit daß Gott persönliche Geistestat, actus purus des Denkens und Wollens ist; daß, die ihn anbeten, ihn in Geist und Wahrheit anbeten sollen

(Joh. 4, 24). Das war der Geist, von dem er gesalbt war. Darum war sein Gottsuchen kein irrend Licht, sondern eine brennende Flamme; eine frohe, starke Hoffnung, eine Lebensbewegung voll Kraft und Sturmesgewalt. Seine Frömmigkeit war von wunderbarer Unmittelbarkeit, reinstes Kindsein in der Hingabe an die Weisheit des Vaters, Christus den Gottessohn. Seine lodernde Liebe galt dem Heiligen Geiste. Da wurde alle Erkenntnis in ihm zur Sprache glühender Sehnsucht, und die Liebe öffnete die Seele für eine Weisheit, die nur der Liebe zugänglich ist.

Wichtigste Nachruf-Literatur: Herman Schell im Lichte zeitgenössischer Urteile bei seinem Tode. Mit einem biographischen und bibliographischen Anhang, herausg. von Dr. Karl Hennemann, Würzburg 1907. — Kiefl, Herman Schell, Mainz 1907. — Biogr. Jahrb., IX, 160. — Zu den Inbegriffen: Widerrufe Herman Schells?, von K. Hennemann, Würzburg 1907. — Zur Theologie: Kiefl, Stellung der Kirche zur Theologie von Herman Schell, Paderborn 1908.

Joseph Engert.

Bernhard Kahle

wurde als Sohn eines Kreisgerichtsrats am 15. Oktober 1861 zu Berlin geboren und widmete sich nach Absolvierung des dortigen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums von 1881 ab in Heidelberg und Berlin dem Studium der germanischen und nordischen Philologie. R. Bartsch, W. Scherer, D. Behaghel und H. Dithoff, später auch Hoffory, waren seine Lehrer. Mit einer von Dithoff angeregten Arbeit „Zur Entwicklung der konsonantischen Deklination im Germanischen“ promovierte er im Jubiläumsjahre 1888 zu Heidelberg, wo er im Verbands der Leonenser fröhliche Studentenjahre verbracht und manche Freundschaft fürs Leben geschlossen hatte. Dort in Heidelberg erwarb er auch nach weiteren Jahren der Vorbereitung, die dem Studium des Altnordischen, der Sprache der Edda, galten, mit einer Schrift über „die Sprache der Skalden“ die *venia legendi* für das Lehrfach der Germanistik, das er zunächst als Privatdozent und von 1898 ab als Extraordinarius vertrat. Auf wiederholten Reisen, die ihn fast alljährlich in die skandinavischen Länder, bis nach Spitzbergen und dem fernen Island führten, drang er tief in Wesen, Form und Geist des Altnordischen ein und legte den Grund zu seinen ausgedehnten Kenntnissen auf diesem Gebiete. Vor allem erwies sich „ein Sommer auf Island“, den er launig und anschaulich in einem